

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 11 (1901)
Heft: 5

Artikel: Grundlagen des 19. Jahrhunderts
Autor: Thommen, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. E. Thommen in Basel.

Das zweibändige Buch des deutschgewordenen Engländer Houston Stewart Chamberlain ist, bescheiden gesagt, eine Einleitung zu einer Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Diese Einleitung definiert den Anteil der Hellenen, Römer, Juden an der Kultur der alten Welt, stellt fest, was das Völkerchaos, d. h. die auf dem Boden des römischen Weltreichs sich tummelnden Epigonen und Frischlinge, mit diesem Erbe angefangen, und zeichnet dann in grossen Zügen die Neugestaltung der Welt durch die germanische Völkerfamilie.

Welches Recht hat der Verfasser, über Dinge, die schon so oft und so gründlich behandelt worden sind, sich ein eigenes Urteil zu gestatten? Mehr als mein dürftiges Referat wird der Umstand, dass dieses Werk von 1000 Quartseiten nach zwei Jahren schon eine zweite Auflage erlebt hat, Sie glauben lassen, dass es sich der Mühe lohnt, zu erfahren, wie die Welt sich in diesem Kopfe spiegelt. Sicher ist, dass Ch. über eine Literaturkenntnis verfügt, wie sie wenigen Sterblichen auch nur möglich ist.

H. S. Chamberlain, anno 1855 geboren, wurde durch französische, englische, schweizerische Privatschulen und durch den Unterricht eines preussischen Gelehrten für die Universität vorbereitet. Er erwarb sich, hauptsächlich in Genf, eine vielseitige, vorzugsweise naturwissenschaftliche Bildung, machte sich der gebildeten Welt bekannt durch ein Buch über Rich. Wagner, durch kulturgeschichtliche Aufsätze in der Revue Wagnerienne, in den Bayreuther Blättern, in der Revue des Deux Mondes. Er bedient sich je nach Belieben der englischen, französischen oder deutschen Sprache. Die letztere handhabt er mit erstaunlicher Sicherheit. Seit vielen Jahren wohnt er, in Gemeinschaft mit einer hochbegabten Gattin, zu Wien. Seine Heroen, auf deren Aussprüche er sich mit Vorliebe beruft, sind Leonardo da Vinci, Luther, Kant, Goethe. Durch kein Vorurteil verrät der Autor des einzigen mir bekannten Buches, dass

er nicht ein urdeutscher Mann, sondern ein Engländer ist, es sei denn durch seine Abneigung gegen die Franzosen als Politiker und gegen ihren Tyrannen Napoleon.

Ich werde in der folgenden Skizze seine Hauptgedanken ohne Kommentar darzubieten versuchen, so weit ich sie verstanden habe.

Das Erbe der alten Welt ist: Hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht, jüdische Moral und die Erscheinung Jesu Christi. Durch die Kunst, durch das Bewusstsein freischöpferischer Kraft, erhebt sich nach Schiller der Mensch über die übrigen Lebewesen. Und als Künstlerisch-Gestaltender, aber auch nur als solcher, war der Grieche gross und bewundernswert, und als das Land, wo das Genie seine Eigenart unbegrenzt entfalten, seine Persönlichkeit machtvoll geltend machen und seiner Zeit das Siegel aufdrücken konnte, ist Griechenland das Land der Sehnsucht, in dem die modernen Gestalter des lebendigen Wortes und des toten Steins mit vollem Bewusstsein oder aus dunklem Drang Heimatrecht gesucht haben; und weil mit dem hervorgebrachten, ewiger Dauer würdigen Neuen und Eigenartigen immer auch die Person des Schöpfers über die Menge des ins Dunkel zurücksinkenden Eintagslebens emporgehoben wurde, deshalb ist das kleine Volk der Hellenen von hoher Bedeutung für uns, gänzlich verschieden von jenen grossen, ameisenähnlichen Völkern der Ägypter und Chinesen, deren emsige zivilisatorische Tätigkeit anonymen Aktiengesellschaften anzugehören scheint. Obwohl den Griechen die Gabe richtiger Beobachtung und kühner Berechnung nicht versagt war, obwohl die Weisesten schon die Grundsätze des kopernikanischen Weltsystems ahnten, so überwucherte doch der Trieb des Gestaltens die Fähigkeit, das Tatsächliche aus purer Wahrheitsliebe geduldig zu verfolgen. Wie die Dichter für das Volk die Götter zurechtmittelten, so dass die Ansätze zu einer Volksreligion verkümmerten, so hat Aristoteles, der alles Gedachte in die Formen der vernunftgemässen Logik zu zwängen bemüht war, eine Theologie geschaffen, welche bis heute wie ein Bannfluch die gesunde Entwicklung religiösen Denkens gehemmt hat.

Indem die Kunst auch für die Darstellung geschichtlicher Ereignisse massgebend wurde, hat sie zu einer Geschichtsschreibung geführt, die schon von den nüchternen Nachbarn der Griechen, den Römern, als überschwängliche und lügenhafte Selbstverherrlichung gekennzeichnet wurde. In Wahrheit verdienen bloss die Geschichtsschreiber als Dichter, nicht die Geschichten selber Bewunderung. Denn als politische Gemeinschaften waren die Griechen alles eher als rühmlich und vorbildlich, und

niemals haben Historiker soviel Anlass gehabt, hässliche Flecken mit Flitter zu übergolden.

Während Rom auf dem Gebiet der dichtenden und der bildenden Kunst immer nur ein schwacher Schüler der Griechen geblieben ist und dem modernen Menschen nichts positiv Eigenartiges hat bieten können als die Satire, die unpoetischste Gattung der Poesie, so hat es uns als staatbildendes und staaterhaltendes Element so viel überliefert, dass es schwer hält, zu unterscheiden, was an dem heutigen Bestand römisch und was germanisch ist.

Weniger durch seine grossen Männer als trotz den grossen Männern, die mehr im Vernichten und Dezimiren des Volks geleistet haben als im Aufrichten, ist Rom zum Rechtsstaat geworden. Das lässt auf eine dem römischen Volk angeborene Tüchtigkeit und moralische Zähigkeit schliessen. Schlug bei den Athenern der Geist in die Krone, so schlug er hier in Stamm und Wurzeln. Die Rechtsform des Staats, das römische Reich, erhielt sich in lückenloser Überlieferung bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Das grosse und unbestreitbare Verdienst des römischen Rechtssinnes ist die Begründung der Familie und der Ehe als sacrosancte Institutionen. Dank dem angeborenen Trieb, alle vorgefundenen Verhältnisse in die Formen dauernder gerechter Satzung zu bringen, hat die allmähliche römische Expansion, die Herrschaft des römischen Bürgers über die anliegenden Länder von Europa, Asien und Afrika, nie ein Fluch für die Unterworfenen werden können, weil dieser Bürger ein Ganzes nicht anders als ordnend zu beherrschen trachtete. Darum die ungeheure Überlegenheit über semitisch-karthagische Eroberung, die wohl mit beneidenswerter Intelligenz alle praktisch verwertbaren Erfindungen aufgriff und verarbeitete, bei fremden Völkern im Interesse des Handels künstliche Bedürfnisse grosszog, sonst aber selbst die nächsten Stammesangehörigen jedes menschlichen Rechts beraubte und darum auch nie auf Anhänglichkeit und Treue rechnen konnte. Durch die Vernichtung Karthagos hat Rom für die indoeuropäische Rassen die Möglichkeit geschaffen, auch in unsren Tagen am Nil und am Kongo den Sieg zu erringen über die semitisch-arabische Weltmacht und ihre Schöpfung, den Mahomedanismus. Und durch die zweite Vernichtung einer semitischen Metropole, durch die Zerstörung von Jerusalem, haben die Römer unwissentlich das Christentum gezwungen, seine Bestimmung zu erfüllen, aus einem jüdischen Sektenglauben eine Weltreligion zu werden.

Solange Rom als instinktiv wirkende Masse, aus der die einzelnen Grossen nicht hoch emporragten, wirkte, solange war der auf den Kern

der Bevölkerung beschränkte Begriff *civis*, Bürger, der Inbegriff des Freien, Gleichen. Als die herrschfähige Rasse dem Ehrgeiz Einzelner zuliebe in wahnsinnigen Bürgerkriegen sich selber aufgezehrt hatte, als Kaiser, bald fast nur noch Fremde, Mestizen, die Heiligkeit der *Majestas populi*, der Volksmajestät, auf ihre eigene Person übertrugen, da erst wurde das Bürgerrecht auf alle Reichsangehörigen ausgedehnt, nunmehr ein wertloses Wort. Der *civis* war zum *subjectus*, der Bürger zum Untertan geworden.

Dennoch überlieferte Rom selbst dem nie gänzlich unterworfenen Germanen die Keime zu allem, was man mit den Worten: Zivilisation, Recht, Organisation, Verwaltung begreift. Was aber in der Republik lebendiger Organismus gewesen war, an dem das Volk ununterbrochen schaffte und änderte, das wurde in der Kaiserzeit von kleinasiatischen, griechischen, semitischen Rechtsgelehrten mit düftelnder Spitzfindigkeit zu Dogmen, zu Lehrsätzen umgewandelt, mit denen wir heute noch laboriren. Durch eine staatsrechtliche Fiktion wurde z. B. der Monarch, der bei andern Völkern ein reiner Gewaltherrscher war oder als ein Göttersohn oder Vertreter Gottes galt, definiert als derjenige, an den das Volk seine Machtfülle und Rechte übertragen hat, durch den es seinen Gesamtwillen ausführen lässt. Das Volk aber, das mit der Volks-souveränität Ernst macht, stellt sich genau auf den Boden des freien römischen Bürgertums.

Da Achtung vor den Ansprüchen Anderer auf Freiheit und Besitz die moralische Grundlage ist, auf der allein dauerndes Recht gebaut werden kann, so muss dem rechtschaffenen römischen Volk ein besonderes Mass von Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung eigen gewesen sein. Warum blieb den Römern, nicht den begabteren Griechen, die Ausgestaltung des Rechts, die Abstraktion fester Prinzipien aus den Erfahrungen des Lebens, für alle zivilisierten Völker vorbehalten? Weil die Griechen den verhängnisvollen Irrtum begingen, den Staat zum Ausgangspunkt zu machen und nicht die Familie. Wenn bei den Griechen ein Denker wie Plato die Abschaffung der Familie für ein erstrebenswertes Ziel halten konnte, so zeigt das, dass die Griechen meinten, das Recht sei ein Gegenstand freier Spekulation, dass sie das Gefühl dafür verloren hatten, dass ein Recht, um lebensfähig und dauernd zu sein, zuerst gelebt werden, aus tatsächlichen Verhältnissen hervorgehen muss, nicht aus konstruierten. In Rom war die Familie infolge der unbegrenzten Gewalt des Hausvaters und der vorzüglichen Bestimmungen in Bezug auf Testir- und Erbrecht eine feste, unzertrennliche Einheit, wie sie ein dauerhafter Staat zur Voraussetzung hat. Die dritte Bedingung war

ebenfalls erfüllt: die Frau stellte der Römer mit sich auf gleiche Linie. Das Erbrecht machte keinen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, eine Tatsache, welche die Römer weit über die andern Völker hinaushebt, auch über die Germanen, welche in der Schätzung des Weibes eine so vorzügliche Stellung einnahmen. Der römische Staat, nicht erst die Kirche, hat die Heiligkeit der Ehe geschaffen, welche staatszerstörende Sozialisten haben leugnen wollen. Das Papsttum selber ist die direkte Fortsetzung des römischen Pontifikats; indem es in keltisch-germanischen Landen für Anerkennung des römischen Rechts arbeitete, hat es für Erhaltung mancher edlen römischen Idee gesorgt.

In der Erscheinung Jesu Christi erblickt Ch. den höchsten Beweis für seine Ansicht, dass nicht die Idee, sondern die Persönlichkeit das Ausschlaggebende, das Produktive sei. Das Endergebnis von 70-jähriger Forschung, die sich an die Person Christi geknüpft hat, ist, dass das tatsächliche Erdenleben Jesu Christi eine immer konkretere Gestalt gewonnen hat, und dass in seiner Persönlichkeit der Mittelpunkt und die Quelle alles Christentums zu sehen ist, nicht in dem, was 19 Jahrhunderte von christlichen Kirchen aus ihr gemacht haben. Im Gegensatz zu Buddha, der am Ausgang einer greisenhaften, ausgelebten Kultur stehend, die Welt entgöttlichte, auf alle Lebensgüter verzichtete und lebend sich abtötete, ist Christus der freudigste, mutigste Bejahrer des Lebens gewesen; aber er hat ein neues Leben, eine neue Menschengattung erst geschaffen. Durch die Metanoia, unrichtig mit Busse übersetzt, durch die Umkehr der Willensrichtung, wurde der Mensch, der seinem Beispiel nachlebte, Bürger und Teilhaber eines Himmelreiches, eines Reiches, das inwendig in uns ist, teilhaftig eines Herzensfriedens, der alle Beziehungen und Tätigkeiten des Lebens heiligt und verklärt, der mutig macht zum unablässigen, ständlichen Kampf mit den Sklaveninstinkten in der eigenen Brust und geduldig zum Tragen der von aussen kommenden Widerwärtigkeiten. Aber unbeschränkte Duldsamkeit und tränenselige Demut sind dem Christentum angedichtete Eigenschaften. Das Beispiel eines moralischen Heldenums hat Chr. der Welt gegeben, die Möglichkeit einer sittlichen Kultur hat er geschaffen. Nicht ein Vollender der jüdischen Religion war Christus, sondern ihr Verneiner. Vielleicht war er auch der Rasse nach als Galiläer nicht ein Semit, sondern ein Arier, Blut von unserem Blut. Ins Herz, ins Gemüt verlegte er den Mittelpunkt aller Religiosität; das Gemüt aber hatte in der jüdischen Religion mit ihrem Formalismus und harten Rationalismus keinen Platz, nur die Vernunft. Den Juden aber zeichnete vor den Arieren aus der Glaube an die Freiheit des Willens. Der Arier

ward von dem Eindruck des Gesetzmässigen in der Natur so sehr überwältigt, dass er nicht nur sich, den Menschen, sondern auch die höchsten Götter als Geschöpfe der Schicksalsmacht, nicht als Schöpfer dachte. Der Wille des jüdischen Gottes aber ist das Urfängliche. Er hat alles geschaffen, regt alles, weiss alles, will alles. Im Juden selber ist der Wille so stark, dass noch heute ein unbegabter Jude an Charakterbestimmtheit und Zähigkeit und Zielsicherheit einen begabten Arier übertrifft. Den moralischen Willen hat Christus nur als Zugehöriger des Judenvolkes zum treibenden Element seiner Religion machen können. In den Grenzen des Römerreichs lagerte sich das Völkerchaos. War das fähig, das Erbe des Altertums zu übernehmen und mehrend weiterzutragen?

Zwei Völker hatten sich ihre Rassenreinheit und damit ihre Kraft und Eigenart, ihre Persönlichkeit bewahrt: die Juden und die Germanen.

Wir dürfen nämlich nicht übersehen, dass es durchaus nicht blos geographische Verhältnisse, Einwirkungen des Klimas u. dgl. sind, die die Tüchtigkeit, Sieg oder Niederlage der Rassen in ihrem Wettkampf bedingen, sondern ebenso sehr wie bei den hochentwickelten Tieren reine Züchtung. Ch. meint, dass 5 Prinzipien für die Vortrefflichkeit der Rasse massgebend seien: Qualität des Materials, Inzucht, Zuchtwahl, Notwendigkeit von Blutmischungen, Notwendigkeit, dass diese Mischungen in der Wahl und in der Zeit streng beschränkt seien. Rassen, die diesen Bedingungen nicht genügen, wie die Mestizenvölker Südamerikas, sind unfehlbar dem Untergang geweiht. Die Rassenreinheit braucht nicht etwas Ursprüngliches zu sein; sie kann aus der anfänglichen Mischung durch Ablösung und Sonderentwicklung eines Volksverbandes allmälig gebildet werden. Auf dem Umfang des durch Einfluten und Durcheinanderwogen von heterogenen Elementen rassenlos und charakterlos gewordenen Römerstaats bedeutete die Abtrennung und Sonderentwicklung von Nationen das Keimen und Blühen von neuen, reinen Rassen. Die Quintessenz der Rasse wiederum, oder, wenn man so will, die Augen am Körper der Masse sind die Helden oder die Genies. Bedeutungs- und verhängnisvoll ist es nun, dass das Erbe des Altertums uns durch ein Bastardengeschlecht, ein verwischtes, abgeschliffenes Völkergemengsel überliefert worden ist. Die Länge des Rheins und der Donau scheidet die Völker, die ihr eigenes Wesen wahren konnten, von denen, die durch regellose Blutvermischung ihre wesentlichen Züge und damit ihr Erstgeburtsrecht einbüsst.

In dieser Zeit der Verwirrung wurde nach dem Bild des versteinerten römischen Imperiums die christliche Kirche ausgebaut. Der korrumpte

Aberglaube des heidnischen Volks wurde zwar mit dem Bann belegt, aber als Dämonenglaube in den christlichen hineingetragen. Über die heiligste Menschenpflicht, die veredelnde Fortsetzung der Rasse, setzte diese Zeit die Askese, die Abkehr von der Menschengemeinschaft, eine ebenso grosse Versündigung gegen die Natur wie gegen den Geist der christlichen Lehre.

Das Einbrechen des Germanentums in den römischen Staat als ein Verderben, als das Einbrechen der Nacht zu betrachten, ist grundfalsch. In Wahrheit hat germanische Kraft im römischen Solde das Reich vor dem Zusammenbrechen unter der Wut des neopersischen wie des hunnischen Ansturms gerettet. Durch ihre Klosterschulen hat uns die römische Kirche den Buchstaben der antiken Bildung vermittelt; allmälig aber senkte sie sich mit bleierinem Druck auf die ins Helle strebenden Menschen. Die Befreiung vom Völkerchaos, die Befreiung des Geistes von der Tyrannie des römischen Universalreichs der Kirche ist nur den Germanen zu danken. Seit 15 Jahrhunderten ist der Kampf des freien Geistes gegen den knechtenden Formalismus ein Kampf des Nordens gegen den Süden, ein Kampf des Germanentums gegen römische Welt-herrschaft gewesen.

Jahrhundertlang haben wir europäische Christen durch Nachfühlen von hebräischer Geschichte, hebräischen Gedanken auch hebräisches Denken und Dichten zu einem Teil unseres seelischen Lebens gemacht. Die Juden selber haben während dieser Zeit als ein fremdes Volk unter uns gewohnt und haben nicht nur einen ökonomischen, sondern auch einen geistigen Druck auf uns ausgeübt. Ist nun der Jude, der uns das alte Testament und damit eine eigene Welt von Vorstellungen geschenkt hat, in erster Linie vor allen andern Völkern der religiöse Mensch? Religiös in unserm Sinne gerade nicht, gerade am wenigsten. Für die ganze übrige Welt ist Religion ein Geheimnisvolles, ein Übernatürliches, ein Mysterium. Der jüdische Gottesglaube ist der Ausdruck einer Menschenrasse, bei der der Wille die Phantasie völlig unterjocht hatte. Das Verhältnis des Israeliten zu seinem Gott ist nicht auf eine dunkle Sehnsucht, ein Erlösungsbedürfnis gegründet; es ist ein Verhältnis des Tauschhandels: gibst du mir, so geb ich dir, ein krasser Materialismus. Sogar die tiefssinnigen Mythen, welche den Juden von aussenher zukamen, wurden unter ihren Händen zu platter Chronik. Diese Auffassung von Religion verfolgt nur praktische Zwecke, keine idealen. Sie soll für Wohlergehen auf dieser Welt sorgen, sie zielt namentlich auf Herrschaft und Besitz.

Das Positive aber, das wir von niemand als den Juden haben übernehmen können, das ist der Glaube, der glühende Glaube — nicht in erster Linie der Glaube an einen Gott, denn zur Idee des einen weltumfassenden Gottes haben sich die Juden erst spät, unter persischem Einfluss durchgerungen und im Grunde nie ganz; denn immer ist dem Juden Gott nicht Weltgott, sondern der Juden Gott, — nein, vielmehr der Glaube als ein Mittel, um das Gebiet des durch den Willen zu Erreichenden möglichst erweitern zu können. Nicht eine abstrakte Spekulation des Menschengehirns, nicht eine innere seelische Erfahrung ist dieser geglaubte Gott, sondern ein auf geschichtliche Tatsachen gegründeter: Ich bin der Herr, der dich aus Ägyptenland geführt hat.

Wie bezeichnend, dass unsere ältesten Stammesbrüder, die Indoarier, deren Denken und Phantasie so üppig war wie ihre Urwälder, es zu keiner Geschichte ihres Lebenslaufes gebracht haben. Der Inder war Hyperidealist und wegen seiner unendlich erhabenern Weltauffassung so bescheiden, dass er alle Erscheinungen des Lebenden der Menschheit gleichartig schätzte; er konnte sich nicht als einen Auserwählten denken, zu dessen Gunsten die übrige Schöpfung lebt und leidet. Sein Gott konnte auch nicht in einer Bundeslade umhergetragen werden. Der gereifte Inder glaubte, dass alle mythologischen Gestalten nur in seinem Gehirn Dasein besässen, dass sie Symbole des der Vernunft Unzugänglichen seien, dass schliesslich das ganze irdische Leben als Symbol aufzufassen sei (alles Vergängliche nur ein Gleichnis); um so höher stieg die Vorstellung von der Tragweite seines individuellen Lebens. Die guten Werke galten ihm nichts mehr, wurden bedeutungslos; es galt ihm nur noch die innerste Absicht, jede Regung des Gedankens. Der höchste Akt wurde vollbracht, wenn der Einzelne sein eigenes Wesen umgestaltete, jede leiseste Regung der betörten Selbstsucht überwand, bis der Eine in das All aufging. Das war für den Inder Erlösung. Nur durch Brahman, d. h. durch Gebet, also durch Gnade, konnte der, der sich durch frommes Leben würdig gezeigt, diese Erlösung erreichen. Das war *indische Religion*.

Überall aber, wo semitisches Blut und semitische Ideen eingedrungen sind, da werden wir finden: den Materialismus, die Greifbarkeit und Beschränktheit der Anschauungen, die Hervorhebung des geschichtlichen Elements dem idealen gegenüber, die starke Betonung der Gerechtigkeit, im weltlichen Sinne des Worts, des gesetzmässigen moralischen Handelns und der Werkheiligkeit im Gegensatz zu innerer Umwandlung und Erlösung durch metaphysische Einsicht oder durch göttliche Gnade, die Einschränkung der Phantasie, das Verbot der Gedankenfreiheit, die prin-

zipielle Intoleranz gegen andere Glauben, den glühenden Fanatismus. Doch ist es die mit dämonischer Kraft und Genialität ausgedachte Gesetzessammlung des alten Testaments, welche das zerschlagenste Volk zum stärksten und lebenskräftigsten der Weltgeschichte gemacht hat.

Was den Germanen (diesen Namen braucht Ch. als Rassenbezeichnung für die ganze Brüderschaft der Slaven, Teutonen, Kelten) von den Semiten scheidet, was ihn dem Hellenen und Römer gleichstellt, ja überordnet, das ist eine Dreiheit von überschwänglichen Eigenschaften: die Liebe zur Freiheit, die Treue, die künstlerische Gestaltungskraft. Treue, schon von den Römern als das bezeichnendste Merkmal empfunden, erscheint als Treue gegen den selbstgewählten Herrn, Treue gegen sich selber, Wahrung der Persönlichkeit, im höchsten Sinn Untertansein keinen andern Gesetzen als denen, die die Persönlichkeit sich selber gibt, Autonomie des Willens als höchstes Prinzip der Sittlichkeit. Die Geschichte der Germanen von ihrem Eintritt in die Weltgeschichte bis zur Reformation Luthers bedeutet ein allmäßiges Sichverlieren, Sichunterwerfen, dann ein Sichwiederfinden und Befreien. Die stärksten der Karolinger, welche das Germanentum als politische Einheit begründet haben, beförderten zu einer Zeit, wo sie den römischen Bischof durch einen Fusstritt hätten zertreten können, wider Willen das Streben dieses Kirchenfürsten nach der weltgebietenden Stellung des römischen Cäsars. Die deutschen Könige liessen sich durch die Einflüsterungen von römischen Rechtsgelehrten verleiten, das germanische Volkskönigtum zu ersetzen durch eine jammervolle Nachhäffnung des römischen Imperatorentums. Barbaren waren die Germanen nicht, als sie zum erstenmal über die Alpen stiegen; denn sie waren frei. Barbaren wurden sie, als sie sich zu Bütteln des römischen Stuhls hergaben. Ihre Persönlichkeit eroberten sie wieder, als sie sich vom römischen Wesen losrangen, als sie die Freiheit des Glaubens erkämpften. Der furchtbarste Typus des anti-germanischen Geistes war Ignatius Loyola, der den Verzicht auf eigenen Willen und die Verleugnung des eigenen Urteils als Quelle der Tugenden pries.

Ehe die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur betrachtet werden können, ist es nötig, die Entwicklung der Religion und des Staates innerhalb des römischen Reiches zu überblicken.

Als der christliche Glaube von dem Winkel Vorderasiens, in dem ein ganzer Hexenkessel von Nationalitäten, Sprachen, Meinungen brodelte, mitten unter einem Schwarm von orientalischen Aberglauben und Geheimdiensten nach Rom, dem Sitz der grossen Weltpolizei, wanderte, da war es nicht wahrscheinlich, dass für den kostlichen Inhalt sofort ein

würdiges Gefäss gefunden wurde, und dass der Inhalt selber ungemischt bewahrt blieb. Die zum Christentum übergetretenen Juden, Syrer, Egypter, Griechen, Römer brachten altgewohnte Anschauungen mit herüber. Unter den Wortführern der östlichen und westlichen Sekten tobte von Anfang an durch Jahrhunderte ein Kampf, der oftmals plump genug durch Majoritätsbeschluss oder durch weltliches Machtgebot entschieden wurde.

Zwei entgegengesetzte Weltanschauungen, der hellenische Mystizismus und der jüdische Materialismus, mussten in ein System zusammengeschweisst werden. Die eine gestaltete alsbald die Person Jesu Christi zum fleischgewordenen weltschöpferischen Gedanken, die andere zum historisch bedingten Messias der Juden. Fragen wurden von dem geistig viel tiefer angelegten hellenischen Christen aufgeworfen, welche die indo-arische Menschheit von altersher im tiefsten Grunde bewegt hatten, wie die nach Erlösung und Gnade. Die judaisirende Richtung trug in der Hauptsache den Sieg davon, weil sie den Menschen, die der unfassbaren Theoreme müde geworden waren, fassbare, wenn auch vielfach rohe Lösungen darbot. Die Tatsache der Erscheinung Christi wurde als notwendiges Glied angereiht an eine Kette von Tatsachen, an die zielbewusst zusammengestellte Historie des alten Testaments. Nun sah der Gläubige den ganzen Heilsplan Gottes von der Schöpfung Himmels und der Erden bis zum jüngsten Gericht vor sich aufgerollt. Innere Harmonie war aber nicht denkbar in einem System, in dem ewig unvereinbare, sich gegenseitig ausschliessende Religionsideale neben einander liegen. Schon wenn wir auf Paulus zurückgehen, der eine jüdische und eine griechische Seele in der Brust trug, stossen wir auf unlösbare Widersprüche, die für ihn selber historisch leicht zu erklären sind, die aber, zu dauernden Glaubenssätzen für alle Menschen gestempelt, notwendigerweise Zwist zwischen ihnen säen und den Kampf bis in das Herz des Einzelnen fortpflanzen mussten. Alles Widerspruchsvolle, Unbegreifliche in den nie endenden Streitigkeiten der ersten christlichen Jahrhunderte, während welcher das neue Religionsgebäude so schwer und schwerfällig und inkonsequent und mühevoll und (wenn man von einzelnen grossen Geistern absicht) im ganzen so würdelos, Stein für Stein, errichtet wurde, die späteren Verirrungen des menschlichen Geistes in der Scholastik, die blutigen Kriege der Konfessionen, die heillose Verwirrung der heutigen Zeit mit ihrem Babel von Bekenntnissen, das Ganze übertönt von der schrillen Stimme der Blasphemie, das alles hat seinen letzten Grund in dem fundamentalen Zwittertum des Christentums.

Wie im Kampf um die Glaubensdogmen das Judentum die

Oberhand behielt, weil es an eine vorzüglich konstruirte Vorgeschichte anknüpfte, so musste Rom naturgemäß im Kampf um die politische Gestaltung der Kirche seine Autorität der Welt aufzwingen, weil sie auf der festen Grundlage einer allen Völkern zum Bewusstsein gebrachten Überlegenheit beruhte und sich auf lückenlose historische Kontinuität berufen konnte. Alle einzelnen Protestanten, d. h. Kämpfer für Verinnerlichung des Glaubens und für Freiheit des Individuums, mussten an dieser in ihren Ansprüchen mit strenger Logik fortschreitenden Macht zerschellen.

Weder Charaktergrösse noch selbständiges Denken verlangte die römische Kirche von ihren Anhängern; sie hielt ihr Augenmerk unverrückt auf die grosse Menge gerichtet, und für sie wurde die Religion so vollständig aus Herz und Kopf in die sichtbare Kirche verlegt, dass sie jedem zugänglich, jedem verständlich, jedem zum Greifen deutlich gemacht war. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts hat mit dem Verbot der Bibelübersetzung und dem Dogma von der Transsubstantiation, der barbarischen Lehre von der Verwandlung der Hostie in den Leib Christi, innerhalb der Kirche die auf dem sichern und gemeinen Erdboden sich fortbewegende Kraft Roms den nach der Höhe der Wahrheit und Freiheit aufstrebenden germanischen Geist gebändigt. Der Protestantismus dagegen, wie ihn uns die Reformation in verschiedenen Abarten vermacht hat, so meint Ch., ist zu abstrakt, zu kasuistisch-dogmatisch, zu sehr mit römischem Aberglauben infiziert, um uns Christum ganz wiederzugeben. Er fürchtet für unsere Zukunft, wenn wir nicht die schöpferische Kraft besitzen, um aus den Worten und aus dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen entsprechende Religion zu schaffen, der wir uns fraglos, sicher, begeistert hingäben, die uns im Innersten erfasste, edelte, kräftigte.

Der Widerstand gegen Rom, gegen die Universalmonarchie des römischen Pontifex seit Constantin, war bedingt durch das Wiedererwachen nationaler Eigenart und nationalen Selbstgefühls, das sich nicht ewig beugen und unterdrücken liess. Denn je lebendiger und gesunder eine Rasse ist, desto mehr neigt sie zum Partikularismus, desto mehr werden ihre Teile sich ihres besondern Wesens im Gegensatz zu andern bewusst, desto mehr Fähigkeiten haben sie zu organischen Neubildungen. Da wahre Eigenart ein Zeichen persönlichen Freiheitsdranges ist, so werden tyrannische Gewalten sie stets zu unterdrücken suchen. Indem sie als Entgelt für äusserliche Unbeschränktheit, Anteilschaft an der allumfassenden Civitas Dei, dem Gottesstaat auf Erden, das Opfer der innerlichen

Freiheit forderte, setzte sich die römische Kirche in flagranten Widerspruch mit Christus, der bei aller äussern Begrenztheit eine grenzenlose Welt in das Herz des Menschen gelegt hatte durch jenes grösste Wort: Siehe, das Himmelreich ist inwendig in euch! (Luk. 17, 21.)

Das politische Ideal der römischen Kirche, Herrschaft des Papstes über das gesamte Erdreich, eine Herrschaft, die tatsächlich ausgeübt wurde, wenn sie England an Wilhelm den Eroberer verschenkte oder die unentdeckte Erdoberfläche unter Spanier und Portugiesen teilte, dieses Ideal ist heute zertrümmert. Wenn aber der Kampf zwischen Nationalismus und Universalismus, der durch das Bürgertum der Städte, nicht durch die Fürsten entschieden wurde, etwas Tieferes bedeutet, nämlich Kampf zwischen individueller Freiheit bei äusserer Beschränktheit und nivellirender Unfreiheit bei äusserer Schrankenlosigkeit, so sehen wir auch, dass dieser Kampf ein ewiger sein wird, dass der alte Feind von andrer Seite und in andrer Gestalt immer wieder heranzieht, z. B. als internationaler Sozialismus und als internationale Zentralisation des Kapitals und der Produktion.

Wenn nun Ch. seit dem 13. Jahrhundert (für ihn die Grenzscheide zwischen alter und neuer Welt; ein Mittelalter hat für ihn keinen Sinn) vom Entstehen einer neuen Welt redet und die Germanen als die Schöpfer einer neuen Kultur in Gegensatz zu dem Völkerchaos, zu den Mischvölkern des europäischen Südens setzt, so beansprucht er doch auch die geistigen Grosstaten der Italiener im quattrocento und cinquecento als kraftvolle Äusserungen germanischen Wesens, das dort infolge von unglücklicher Mischung und Erschöpfung im 16. Jahrhundert plötzlich zusammengebrochen sei. Er protestirt eifrig gegen die Bezeichnung Renaissance für jene herrliche Geistesblüte jenseits und diesseits der Alpen, jene übersprudelnde Fülle der Gestaltungskraft auf allen Gebieten der Kunst, weil die Rasse sogut wie das Individuum eine ganz bestimmte Persönlichkeit besitze, die nie anderswo wiedergeboren werde. Auch von andern lernend leiste nur die Rasse Vorzügliches, die von Anfang an einen einzigartigen Schaffenstrieb besessen habe. Ebenso energisch bekämpft er den Glauben, dass mit dem Übergehen der Führerrolle in der Kultur notwendig ein Fortschritt der Menschheit verbunden sein müsse. Erste Pflicht der Rasse wie der Persönlichkeit sei, sich selber treu zu bleiben, das in ihr liegende Geniale zur Entfaltung zu bringen und niemals, aus Rücksicht auf andere, auf halbem Weg stehen zu bleiben.

Dem Germanen kommt jedenfalls das Verdienst zu, entsprechend seiner besondern Anlage für Freiheit und Treue, die Fesseln der aristotelischen Dogmen gesprengt und das Reich der Forschung bis in die

fernsten Himmelsräume ausgedehnt zu haben, am tiefsten in die Tiefen des Ichs gestiegen zu sein, auf allen dem Menschengeist zugänglichen Wissensgebieten durch liebevolle Versenkung in abgegrenzte Fächer das Vollkommenste erreicht zu haben, in der Beschränkung sich als Meister zu zeigen.

Um eine Übersicht über die spezifisch germanische Geschichtsperiode von 1300—1800 zu gewinnen, untersucht sie Ch. auf ihren Charakter und ihre Leistungen in Wissen, Civilisation, Kultur. Unter Wissen begreift er: Entdeckung und Wissenschaft, unter Civilisation: Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche, unter Kultur: Weltanschauung und Kunst.

Alle wahre Wissenschaft ist Finden, Entdecken. Diesem Entdecken, das ebenso sehr gefördert wird durch die gemeine Gier nach Gold und Besitz, wie durch die reine Liebe für das Wissen, war durch das nichts-wissende Alleswissen, durch die zu ewig gültigen Offenbarungen erhobenen Bücher des Aristoteles und der Bibel ein Jahrtausend lang der Riegel geschoben worden.

Die grösste Erkenntnis, zu der die Entdecker uns führten, von Marco Polo, der im 13. Jahrhundert zum erstenmal den Ozean im Osten Asiens erblickte, bis zu Galilei und Kepler, die dem Tröpflein Erde Platz und Bahn im All anwiesen, war die mechanische Deutung der Natur. Die Einsicht in den Mechanismus und in die chemische Beschaffenheit der Stoffe bedeutet in zweiter Linie den Sieg der rein idealen, transzendenten Religion über Magie, über freiwaltende, allvermögende Willkür, über jüdischen Materialismus, sie bedeutet die Rückkehr zur Religion Christi, deren Himmelreich nicht über dem Wolkendach, sondern inwendig in uns ist.

In der Wissenschaft hat der Germane den Hellenen, mit dem er am meisten Verwandtschaft hat, unendlich überholt, weil er sich dem ausser ihm Seienden anpasste, nicht die äussere Welt sich anpasste, ver-menschlichte, sich nicht als das Mass der Dinge betrachtete und auf geringe Beobachtung gleich ein alleserklärendes System bauen wollte. Ohne die Phantasie freilich wäre auch die streng empirische Wissenschaft um viele Entdeckungen ärmer; die Phantasie gibt und empfängt; denn allein durch Beobachtung der Natur wird unsere Phantasie bereichert.

Die Industrie liefert den schlagendsten Beweis für die Ungleichartigkeit und ungleiche Bestimmung der Rassen. Was der Chinese schon ein Jahrtausend besitzt, ohne dass es ihm zum Anstoss und Mittel einer Kulturerhöhung würde, das Papier, das ergreift der Germane, er ersinnt dazu das Revolutionärste, den Buchdruck, und legt so die Basis zu der gründlichsten Neugestaltung der Welt, für welche Renaissance, Wieder-

geburt des Altertums, wie gesagt, eine ganz unzutreffende Bezeichnung ist. Es könnte scheinen, als hätte sich die Neuzeit in den wirtschaftlichen Verhältnissen am meisten von den vorhergehenden entfernt, dank der Maschine. Nicht mit Unrecht nennt der englische Dichter-Sozialist W. Morris die Menschen des 19. Jahrhunderts Sklaven der Ungeheuer, die ihre eigene Schöpferkraft geboren hat. Beständig aber haben sich die wirtschaftlichen Betriebe zwischen den Gegensätzen: Monopol und Kooperation bewegt, und stets waren auch die Perioden entschiedenen Übergangs zum notwendigen Neuen Leidensstationen auf dem Weg zu grösserer Freiheit. Was tatsächlich erreicht worden ist, und was die kühnsten Träumer an Neugestaltungen im Haushaltungsleben der Staatenfamilien ersonnen haben, stimmt mit dem, was Denker seit dem 13. Jahrhundert je und je ausgesprochen, so vollkommen überein, dass wir annehmen dürfen, die unveränderlichen Charaktereigenschaften der Rasse gewährleisten eine gesunde Beständigkeit unserer wirtschaftlichen Zustände, ja dass sich in diesem Gebiete die Fortbewegung am ehesten mit Pendelschwingungen vergleichen lässt.

Den römischen Staat zu brechen und eine neue Welt zu ordnen, war nach einem Ausspruch Goethes die erste historische Aufgabe der Deutschen. Alle Staaten, in deren Mark germanische Lebenskraft glühte, haben eine nationale Kirche zu gründen versucht. Sich unter Rom beugen bedeutet soviel als seinen Charakter preisgeben. Dass Napoleon durch das Konkordat den französischen Klerus an Rom auslieferte, war eine ruchlose und selbstmörderische Tat, ähnlich der Vertreibung der Hugenotten durch den Jesuitenknecht Ludwig XIV.; er führte die französische Kirche damit hinter die Zeit Ludwigs des Heiligen zurück.

Weil Luther gross war als Patriot und als Politiker, klein als Theolog, konnte ihm die befreiende Tat gelingen. Seine Theologie ist nach Harnack nur eine kümmerliche Doublette der katholischen; eine politische Tat, die Reformation, ist der Angelpunkt der Weltgeschichte. Nicht als ob nun die Religion an Bedeutung verloren hätte; im Gegen- teil, Religion hat seither in Verbindung mit Rasse in der Eroberung der materiellen und geistigen Welt den Ausschlag gegeben. Seit der Reformation und durch den Protestantismus haben die germanischen Völker die rompflichtigen überflügelt. Weil in Frankreich, dem germanischsten unter den romanisirten Ländern, die Reformation nicht zum Durchbruch gelangte, musste es die furchtbare Erschütterung der Revolution durchmachen; dass diese in ihren Deklarationen ob den Rechten der Menschen die Pflichten vergass, beweist, dass mit den Hugenotten der sittliche Ernst war verjagt oder getötet worden; und weil die Nation ihr Edel-

gewächs selber vernichtet oder weggegeben hatte, konnte die Freiheit der Revolution nicht mehr den Segen und die Kraft bringen wie die Reformation.

Für die Befreiung der Wissenschaft und der Religion und damit für die Reinheit der Weltanschauung haben die Mystiker, die Humanisten und die Naturforscher, resp. die in naturwissenschaftlichen Disziplinen vorgebildeten Philosophen vom 13. bis zum 18. Jahrhundert eine Arbeit geleistet, mit der sich sonst nichts vergleichen lässt. Zwei Wege standen den Denkern der christlichen Welt offen: sie konnten die Unverträglichkeit des Erfahrungswissens und der Theologie offen eingestehen: das war der Weg der Wahrhaftigkeit; oder sie konnten die handgreifliche Evidenz leugnen, sich selbst und andere betrügen, das Unvereinbare durch tausend Schliche und Kniffe zwingen, sich doch zu vereinigen: das war der Weg der Unwahrhaftigkeit.

Die Mystiker von Franz von Assisi bis zu Jakob Böhme haben die historischen Überlieferungen so viel wie möglich abgeschüttelt, um sich in die Erfahrungen des eigenen Selbst zu vertiefen. Sie haben den Primat des Willens begründet. Für sie war Religion nicht mehr ein Fürwahrhalten, eine Hoffnung, eine Überzeugung, sondern eine Erfahrung des Lebens, ein Zustand des Gemüts, eine Tat.

Die Humanisten leugneten das Absolute, kehrten sehnuchtsvoll in die beschimpfte Vergangenheit zurück und brachten uns als höchsten Gewinn ihrer Studien die Erkenntnis von der Macht der Persönlichkeit, des Genies, das ist: der Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz; sie ermöglichten es dem Gedanken, indem sie die lebendige, ewig werdende Nationalsprache statt der versteinerten lateinischen zum Werkzeug erhoben, das Neugefundene selbst bis zum bloss Geahnten auszudrücken. Kein Zufall, dass die deutsche Sprache allein dem Philosophen ohne Schwierigkeit bis in alle Höhen und Tiefen folgt.

Als die empirische Naturwissenschaft zu dem Schluss gekommen war, dass die gesamte äussere Welt mechanischen Gesetzen unterworfen sei, und man sich fragte, ob denn Erfahrung, auf der nunmehr all unser Wissen beruht, auch möglich sei, da wurde die Frage zuerst mit nein beantwortet, und die Realität alles Körperlichen wurde geleugnet, solange als das Ich, die Vernunft oder die Seele, durch die wir jeglicher Erfahrung bewusst werden, selber als ein mechanisches Wesen aufgefasst wurde. Da hat Kant den gordischen Knoten durchschnitten, indem er die innere Natur des Menschen von der äussern als ein Unergründliches, Unwissbares, dem Mechanismus nicht Unterworfenes anerkannte, für das auch die Begriffe Raum und Zeit, mit Hülfe deren wir allein

uns die Erfahrungswelt sinnlich vorzustellen vermögen, keine Geltung haben. Darum musste er die Religion und Gott in uns, nicht ausser uns suchen; denn die mechanisch deutbare Natur ist weder moralisch, noch vernünftig, nicht göttlich. Religion zu haben, ist Pflicht des Menschen gegen sich selber. Denn aus der Erkenntnis der Erhabenheit des innern Menschen über die sinnlich erfahrbare Natur fliesst vor allem eine höhere Ehrfurcht vor der Menschenwürde, als die ist, welche die Kirche, im Gegensatz zu Christo, ihr zugestanden hat. Statt Sittlichkeit durch die Furcht vor Höllenstrafen zu erzwingen, wie es die sich immer mehr vergröbernde kirchliche Lehrmeisterin während Jahrhunderten getan hat, hat Kant als höchstes Prinzip die Autonomie des Willens aufgestellt. Sittlich ist nach ihm nur diejenige Handlung, welche aus dem innersten eigenen Willen hervorquillt und einem selbstgegebenen Gesetz gehorcht. Äusserlich also, als Erscheinung, als Teil der Natur, glaubt er den Menschen begrenzt, gebunden an das ausnahmslose Gesetz der Notwendigkeit; innerlich unbegrenzt, frei: der reinste Ausdruck germanischer und christlicher Weltanschauung.

In ebenso engem Anschluss an germanische Philosophie hat die Kunst durch ihre Schöpfungen, die das Vergangene gegenwärtig, das Unsichtbare sichtbar, das Übernatürliche natürlich machen, die Freiheit des Willens als ein Reales, die Zeit als blosse Idee bewahrt. Die Kunst — darunter verstehe man immer die Dreiheit Tonkunst, Dichtkunst, bildende Kunst — ist nicht nur durch die Religion mächtig gefördert worden; sie ist auch eine unentbehrliche Helferin der Religion gewesen, weil sie die Persönlichkeit Christi davor bewahrte, ein bloses Vernunftgerüst der Gedanken oder ein roher Fetisch zu werden. Das nachführende und schauende Genie hat unserm Aug und Ohr und Gemüt diese Persönlichkeit stets wieder auferstehen lassen; ein Leonardo schenkt uns die Gestalt, ein Sebastian Bach die Stimme Jesu Christi und macht ihn ewig gegenwärtig. Die gewissenhafte Erforschung der Natur, welche das freie Germanentum vor dem hörigen und auch vor den Hellenen auszeichnet, musste auch seine künstlerische Phantasie unaufhörlich bereichern. In der Tat gestaltete der Grieche nur den Menschen bis zur Vollkommenheit und das, was er sich menschlich vorstellen konnte. Dem Germanen sind mit den Grenzen erkennenden Schauens auch die Mittel künstlerischen Gestaltens gewachsen; und es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn die Schriftgelehrten der Kunst die überschwängliche Kraft germanischer Kunst, die bis in die Wurzeltiefen der Natur und bis in die Himmelshöhen des Übernatürlichen greift, in das Prokrustesbett antiker, sog. klassischer Ideen zwängen wollen. Ebenso unrichtig ist es, die Zwillingsschwestern Tonkunst und Wortkunst zu trennen; wohl ist die erstere die idealste Kunst, die von allem Körperlichen am meisten losgelöste; aber da sie nur Gefühle und Stimmungen nebeneinander stellt, nicht eine Stimmung mit Notwendigkeit aus der andern entwickelt, so fehlt ihr der moralische

Wille; das Wort nur kann diesen ausdrücken und wecken und lenken. Die Poesie schenkt ihren Schwestern Nahrung und Inhalt; jeder grosse Künstler ist ein Dichter. Die Musik verleiht den andern Ausdruck, das, was die Saiten unseres Herzens tönen macht. Die vollendetsten Dichtungen Goethes sind unkomponirbar; denn sie sind schon Musik. Ein Kunstwerk, das nicht musikalisch auf uns wirkt, ist weder gut noch gross.

Aus diesen Andeutungen möge man die Gesichtspunkte erkennen, unter denen Ch. in einem nachfolgenden 3. Band das 19. Jahrhundert betrachten und schätzen wird. Irgendwelche unbedingte Wahrheit, jeden Verstand und jedes Herz befriedigend, wird keiner in einem derartigen Werke suchen. Ch. selber ist vorsichtig genug, sich wiederholt als gebildeten Laien zu bekennen und das Streben der Historiker nach vornehmer, kühler Objektivität als ein aussichtsloses, übermenschliches Bemühen darzustellen. Im einzelnen zu untersuchen, ob Chamberlains Ansichten da, wo er von anerkannten Autoritäten, z. B. von Ranke, abweicht oder sie geradezu verwirft und bekämpft, mehr Anspruch auf Wahrheit haben, wäre eine lehrreiche Aufgabe. Ich glaube aber, es ist schon nützlich, zu sehen, wie ein Mann, der mehr Willen, mehr Einsicht, mehr Musse, vor allem mehr konstruktives Vermögen besitzt als der Durchschnittsmensch, in den Wirrwarr von zwei Jahrtausenden menschlicher Gedanken kämpfe Ordnung und Klarheit zu bringen sucht. Ein verfängliches Unternehmen ist es wohl, sich gleichsam auf den Thron des Weltenlenkers schwingend, die äusserlichen Geschehnisse aus dem Heilsplan Gottes heraus erklären und sie nach den Grundsätzen einer Gott aufgenötigten menschlichen Gerechtigkeit bestimmen zu wollen. Ein anderes ist es, die komplizirten Erscheinungen der menschlichen Kultur auf wenige einfache Grundsätze zu reduziren. Eine solche Aufgabe kann nur von einem Künstler befriedigend gelöst werden. Wenn wir Ch. als Künstler betrachten, glaube ich, werden wir ihm am ehesten gerecht. Der echte Künstler gibt nicht sklatisch die Natur mit ihren Zufälligkeiten wieder. Das mit den Sinnen Aufgenommene gestaltet er, bis er den einfachsten und erhabensten Ausdruck für seine Idee gefunden hat. Nun darf freilich die Idee des Kulturhistorikers nicht von aussen her in den Stoff hineingelegt werden; sonst wäre das Resultat ein reines Tendenzwerk. Die Idee muss das Ergebnis einer möglichst vorurteilslosen Betrachtung sein. Doch ist es wahrscheinlich, dass die reinste und gefälligste Idee weniger dem sich in den Stoff versenkenden, in ihm aufgehenden Gelehrten offenbar wird als der Intuition eines mit poetischem Auge den Stoff Betrachtenden. Einer einfachen, bestechenden Idee zuliebe wird dann freilich der als Künstler Gestaltende den gefügigen Stoff möglichst ausgibig verwenden, das Widerstrebende pressen, beschneiden oder bei Seite legen. Ich möchte Ch. manchen Vorwurf ersparen, wenn ich daran erinnere, dass im Original mancher Satz weniger kühn, weniger paradox erscheint, als in meinem Referat, wo er aus dem Zusammenhang gelöst und der sorgfältigen Beweisführung beraubt ist, und wo er vor allem nicht durch die Beredsamkeit und das sittliche Pathos des Verf. verklärt ist.